

(Nachdruck verboten.)

17]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Döc.

Die Allendörfer, die in ihrer Beschränktheit alles für bare Münze nahm, schlug die Hände zusammen und rief: „Et Du liebes Gottchen, was in der Welt net all vorgeht.“ „In die Höh geht,“ berichtigte der alte Dickelmeier. „'s scheint, Du hast net acht gepakt.“

Nachdem die Gesellschaft eine unglaubliche Menge Kaffee und Kuchen nach „Magenheim“ befördert hatte, nahm die Braut ihren Fortgang. Dem Hannpeter seine Frau gab der Mariann einen Wink, worauf diese verschwand:

„Was geht dann vor?“ fragte der Hausherr.

Darauf ergriff der Freiersmann das Wort: „Hier ist mein Freund und Better, der Matthias Allendörfer. Zu dem hat sein Vater gesprochen: „Lieber Sohn, ich will mich zur Ruhe setzen und übergebe Dir mein Gut. Tue immerdar, wie ich getan, so wird es Dir an Gottes Beistand nicht fehlen.“ Mein Freund und Better ist ein guter Sohn und weiß, was er seinem Vater schuldig ist. Darum nimmt er ihm die Last ab. Er ist an Leib und Seele gesund, aber alles allein zu tragen, dünkt ihm zu schwer. Darum hat er sich nach einer Gehülfin umgesehen, und sein Auge ist auf die brave Jungfrau Marianne gefallen. Jetzt frage ich Dich, Bernhard Dohheimer, willst Du den Matthias Allendörfer Deine Tochter anvertrauen?“

„Ich sein's zufrieden,“ sagte der Bauer.

„Golt die Braut!“ gebot der Freiersmann.

Der Bäckerphilipp ging hinaus und kehrte mit einem kleinen Mädchen an der Hand zurück.

„Ist das die Richtige?“ wandte sich der Hannpeter an den Maß.

Dieser schüttelte den Kopf.

„Die is mir zu jung.“

Der Bäckerphilipp zog mit der Kleinen ab und stellte sich zum zweitenmal mit einem alten Weibchen vor.

„Die ist mir zu alt,“ erklärte der Brautbewerber.

Zum dritten Mal öffnete sich die Tür, die Mariann trat herein, schritt auf den Maß zu und gab ihm die Hand.

Der Freiersmann aber beschloß seine Rede: „Ihr habt Euch nun die Hände gereicht nach Gottes heiligem Willen. In guten und bösen Tagen sollt Ihr verbunden sein. Liebt und ehrt einander und erzieht die Kinder, die Euch geschenkt werden, zu ordentlichen Menschen. Zwietracht und Zank sollen fern von Euch bleiben. Habt Ihr Fehler, so legt sie ab. Haltet das Eurige zusammen und betet, daß Gott Eurer Hände Arbeit segne. Amen!“

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch das Dorf, daß der Maß und die Mariann Brautleute seien. Als bald versammelten sich die Burschen und Mädchen aus der Freundschaft des Brautpaars im Hofe und sangen:

„Mir gefällt das Ehestandsleben
Besser als das Klostergehen.
In das Kloster mag ich nicht,
Ich bin schon zur Et verpflichtet.
Vater, hab mit mir Erbarmen
Und besorg mir einen Mann,
Der mich drückt an seine Brust
Und verschafft mir Liebeslust!
Ach, was wird die Mutter sagen,
Daß ich sie verlassen will!
Laß sie sagen, was sie will,
Denn ich heirat in der Still.
Nachts, wenn ich zu Bette geh,
Denk ich meiner Not.
Komm und nimm mir meine Pein!
Mag nicht länger ledig sein.“

... der Gesang verhallt war, zeigten sich die Verlobten dem jungen Volk. Alles jubelte ihnen zu. Der Maß spendierte zehn Mark, die sogleich im Wirtshaus vertrunken wurden.

Mittlerweile war es Abend geworden. Die Brautgäste verspürten Hunger und Durst. Auf des Bauern Geheiß legte der Hannpeter ein Faß Bier auf, und der braune Trunk legte die trockenen Kehlen. Der Notring hatte in der Küche

herumgeschniffelt und erstattete über seine Erkundung Bericht. Danach gab's Wecksuppe, Reiszbrei und Rindfleisch, Sauerkraut und Schweinerippchen, zuletzt gedämpfte Zwetschen.

Die Lederbissen ließen nicht lange auf sich warten. Während des Schmaus ward — wie dies bei den Bauern üblich ist — nur das Allernotwendigste gesprochen. Aber auch später wollte die gedrückte Stimmung nicht weichen, die vom Beginn der Braut an vorherrschte.

Der Bürgermeister, neben dem Dohheimer der begütertste Bauer im Dorf, hatte gehört, daß der Verz einen Knecht suche. Er befand sich in der gleichen Lage und erging sich in Klagen über die zunehmende Dienstbotennot auf dem Land. Die brauchbarsten jungen Leute wanderten abwärts in die Fabriken. Er sehe die Zeit kommen, da die Industrie der Landwirtschaft den Garaus mache. Der Bäckerphilipp pflichtete ihm bei. Der alte Dickelmeier aber meinte, in dieser bodenarmen Gegend würden sich auf die Dauer nur wenige Wohlhabende als reine Bauern halten, die Mehrzahl sei auf Nebenverdienste angewiesen. Darum dürfe man die Industrie nicht verdammen, ja, man müsse ihr Vordringen bis ins Gebirge hinauf begünstigen, weil sie den Halb- und Viertelsbauern Gelegenheit zum Nebenerwerb und zur Heimarbeit schaffe.

„Was sein dann hernach die Halb- und Viertelsbauern?“ rief der Bürgermeister, „doch nix anders als Sozze!“

Der Allendörfer, höchst aufgebracht, daß der Dohheimer in all den Stunden nicht einmal das Wort an ihn gerichtet hatte, und entschlossen, ihm einen Hieb zu versetzen, sagte: „Respekt vor den Sozze! Die halten zusammen und tun was für ihr Sach. Bei uns Deut, die bedappeln net, daß der Bauernberein un' lezt Hoffnung is. Und is ihnen die Mark zuviel, die sie dafefür bezahlen sollen.“

Jeder wußte, auf wen das gemünzt war, allein der Dohheimer wahrte seine Würde als Gastgeber und griff nicht in die Debatte ein.

Die Frauen zu erlustigen hatte der Notring übernommen. Ziemlich angeheitert tischte er allerlei Schwänke auf, ohne viel Beifall damit zu ernten.

Das Betragen des Maß als Bräutigam war dazu angetan, bei der Mariann eine günstige Meinung für ihn zu erwecken. Er enthielt sich aller Zärtlichkeiten und sprach weislich davon, wie er's künftig mit der Bewirtschaftung der vereinigten Güter halten wolle. Aus seinen Worten konnte man unschwer erkennen, daß er der letzte war, sich am Gängelband führen zu lassen, daß ein starker Wille in ihm wohnte und auch die Fähigkeit, sein Reich zu regieren.

Gegen zehn Uhr kehrten die Burschen und Mädchen aus dem „Pflug“ zurück, postierten sich vor dem Haus und stimmten allerlei lustige Lieder an.

Der Maß und die Mariann traten ans offene Fenster, wiederum von fröhlichem Zuruf begrüßt. Unter der Menge, die zusehends wuchs, tauchte plötzlich der Kalmuck auf. Seit der Niederlage, die er auf dem Festplatz erlitten, hatte er sich nirgends blicken lassen. Nun verneigte er sich gegen die Brautleute und sprach: „Golt zum Gruß! Der Herr muß allezeit unsere Stärke sein und unsere Kraft und unsere Zuflucht. Geschrieben steht: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei. Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und an seinem Weib hängen, und werden die zwei ein Fleisch sein. Die Bibel in Ehren, aber die Hauptfach, schäk ich, ist doch, daß der Kuppelhof geraten ist. Das liebe Geld kann alles. Und geht nichts drüber, als wann die reichen Bauern ihre Sach verkuppeln. Die stammen all von Nehmingen und grappschen schon, wenn die Kindfrau sie holt.“

Alles lachte. Der Kalmuck aber sprach weiter: „Matthias Allendörfer, geboren im Jahre des Heils 1882, Du denkst vielleicht in Deinem Herzen, Heiraten ist ein zugedeckt Essen. Mitnichten. Gleiches Gut und gleiche Jahre machen die besten Hochzeitpaare. Zwar wirst Du in einem Käfig sitzen, aber der Käfig hat eine Tür. Ach, herrjesses, wenn alle, die da hinauswitschen, einen Flaus tragen sollten, wär das Wollzeug teuer.“

*) Sozialisten.

Jemand rief: „Das geht doch übers Bohnenlied!“

„Mit Schafbohnen wird kein Kaffee gekocht,“ erwiderte der Kalmud und fuhr fort: „Geschrieben steht: wir haben nichts in die Welt gebracht und werden auch nichts herausbringen. Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen, denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stride. Die Bibel in Ehren, aber die Hauptsach, schäh ich, ist doch, daß der Kuppelhof geraten ist.“

In der Stube verstand man jedes Wort. Der Hantpeter trat hinter die Brautleute ans Fenster und rief hinaus: „Wart, Du Teufelsbrand, ich leg Dir das Handwerk!“

Der Kalmud kam zu Ende: „Liebes Bräutchen, was ist Dir denn? Siehst ja aus, als hätten Dir die Hinkel das Brot gefressen. Jo, 's is schlimm. Liebe und Treu logiert bei den Sunden, aber die Hauptsach, schäh ich, ist doch, daß der Kuppelhof geraten ist. Vivat hoch, der Kuppelhof!“

Da niemand mit einstimmte, erbotte er sich: „Ihr dummen Bauern begreift meine Gedanken nicht. Euch feblt's, wo man die Äschen hinschlägt!“

Jetzt kam Bewegung in die Masse.

„Kalmud!“

„Du Schuft!“

„Du Lump!“

„Gell, hast seit gest keine Fäng getriegt?“

„Allwo, an ihn!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schornsteinfeger.

Skizze von Karl Busse

(Schluß.)

Wachte also das Gewerbe noch so altehrwürdig und vornehm sein — der „schorne“ Franz hatte kein Glück davon. Was er liebte, lief vor dem Schornsteinfeger weg: Christel Klein, weil sie keine schwarzen Flecken kriegen wollte, die Kinder, weil sie Angst hatten. Das würgte an ihm, und er war unzufrieden und voller Unruhe und wußte nicht aus noch ein.

Da war er vom Meister wieder einmal nach Gollnow geschickt worden, und da entschied sich auf seltsame Weise sein Schicksal.

Vor dem Ortchen lag in einem parkartigen Garten eine kleine Villa, dem Walde gegenüber. Sie war längere Zeit nicht bewohnt gewesen, jetzt aber war sie vermietet worden. Als der Duschel-Franz auch hier seine Pflicht getan hatte und eben das Dach verlassen wollte, sah er plötzlich im Garten unten eine junge blonde Frau. Sie lag bequem in einem tiefgestellten Triumphstuhl und blickte zur Seite, wo im Gras ein Knabe spielte, ein gartens kleines Kerlchen mit mädchenhaft langen seidigen Locken.

Das war alles. Aber der Stumme mußte sich festhalten, um nicht zu fallen, so wild traf es ihn. Denn die junge Frau . . . sie war ganz wie Christel Klein, nur zarter vielleicht.

Läuschte ihn die Ferne? Nein, nein . . . er sah ja deutlich die beiden blonden, in die Stirn gezupften Lödchen! Und das schöne Kind daneben . . .

Was man manchmal für verrückte Gedanken hatte! Es wäre fein und Christel's Kind, hatte er eben gedacht, und ein großes Glück und ein großer Schmerz durchbrausten ihn. Regungslos blieb er auf dem Dache sitzen und schaute hinab.

Da das nicht ewig währen konnte, kletterte er hinunter, schlurte wie gewöhnlich zum gegenüberliegenden Walde und wolt' hier seine übliche Rast halten. Aber wenn er sich sonst ins Gras gestreckt hatte, stellte er heut die kurze Leiter vorn an die Bude und setzte sich in die Gabelung zweier Äste. So tonnt' er hinüberblicken in den Garten, und er sah die junge Frau mit dem blonden Kinde.

Es war merkwürdig, wie das Bild Gewalt über ihn gewann. Es begleitete ihn auf seinen Wegen; es stand goldig im Rot des abendlichen Himmels; es tanzte hell auf dem schwarzen Grund der Effen. Das dumpfe, unklare Begehren des Stummen hatte ein Ziel gefunden, dem sich alle aufgespeicherte, unvertauschte Kraft jah zuwandte.

Dabei wolt' er eigentlich nichts. Oder was denn? Er war doch nicht irrinnig; nicht im Traum durfte er sich und die schöne Dame zusammenbringen! Sie nur immer sehen . . . sie und das schöne blonde Kindchen.

So oft es anging, machte er nun den Weg nach Gollnow. Und mit der Zeit verdrängte der Knabe die Mutter. Denn wenn es eine bescheidene Aussicht gab, so war es nur die, daß das Kind Zutrauen zu ihm gewann, sich vielleicht gar von ihm in die Höhe heben oder küssen ließ.

Der Duschel-Franz erschauerte. Er kaufte eine kleine Kindertrumpete, die vorsichtig eingewickelt von ihm nach Gollnow mitgeschleppt wurde, die aber immer wieder den Weg zurückmachte. Denn der blonde zarte Knabe kam selten auf die Straße, und als er einst das Nahe des Schornsteinfegers bemerkte, lief er wie geht ins Haus hinein. Nichts tat dem Stummen so wehe. Er meinte, selbst Christel Klein hätte ihn minder schwer getroffen.

Aber gerade jetzt und darum schwoß seine Sehnsucht übermächtig. Wenn er dem Jungchen nur die Trompete — die blanke, seine Trompete — zeigen könnte! Dann traute es sich wohl heran, lachte, sagte „Danke schön“, liebte ihn . . . Er wolt's auch gar nicht anfangen . . . nicht küssen . . . nichts. Nur seine Locken mal nahe sehen! Stundenlang versäumte sich der Duschel-Franz in dem Wäldchen vor der Villa. Vergebens . . .

So wanderte er also in glühender Hitze die Chaussee entlang. Er arbeitete tagsüber in Gollnow, und als die Sonne schon ein wenig schräg stand, rastete er wieder in der Bude und blickte in den Garten hinüber.

Da klang mit einem Male die Tür, und auf einem Stedenpferd reitend, einen papiernen Soldatenhut auf dem Kopfe, kam der Kleine heraus. Ein Mädchen sah ihm nach: „Bleib' in der Nähe, Geert!“

Unwillkürlich zog der Schornsteinfeger auf dem Baume die Beine an sich heran und hielt den Atem zurück. Zum erstenmal erblickte er das Kind in der Nähe. Es war blaß. Es hatte eine fast durchsichtige Haut und große Augen mit leise geröteten Lidern. So ein gartens Würmchen! Vielleicht war es gar krank!

Und Mitleid und Schmerz erweiterten und vertieften die sehnsüchtige Liebe des Stummen, daß es ihm fast die Brust sprengen wollte.

Duschel-Franz ließ ihn nicht aus den Augen. Er kletterte von der Bude herunter, widelte vorsichtig die Trompete aus und schlich ihm nach.

Wenn sich das Kindchen nur nicht erschreckte, wenn er ihm doch nur zeigen könnte, wie gut er's meinte!

Die Schwarzdrossel schlug. Sonst war es ruhig. Der Knabe war stehen geblieben und bastelte an dem Pferdellopf.

Da knidte ein dürrer Ast unter dem Fuße des Stummen. Der blonde Geert drehte sich um — das Stedenpferd entglitt ihm — mit entsehten Augen, wie gelähmt vor Schreck, starrte er dem schwarzen Mann entgegen.

Der hielt gleichfalls still. Ein angstvolles, zitterndes, gewolltes Lächeln zog sein Gesicht breit; er streckte dem Kinde die silberne Trompete hin; er versuchte mit krampfhaften Gebärden auszudrücken, daß der Knabe keine Furcht zu haben brauchte, nicht fortlaufen, getroßt näher kommen solle.

Immer weiter öffneten sich die Augen des Jungchens, das sich nicht rührte.

Da machte der Duschel-Franz ein paar Schritte hin zu ihm, und mit einem Male, mit einem Schrei der höchsten Not stürzte der blonde Geert davon. Das Stedenpferd blieb liegen, der Soldatenhut flog ihm vom Kopfe, die kleine Brust leuchtete . . .

Der Stumme hatte beide Hände mitamt der Trompete vor's Herz gedrückt, als wolt' er dort ein Weh ersticken. Dann jedoch kam es über ihn, daß er in der Angst, die einzige und letzte Gelegenheit zu versäumen, dem fliehenden Kinde nachstürzte.

Was er gar nicht gewollt: den blonden Geert halten, tragen, küssen — es überfiel ihn jetzt als wahnsinnige Begier, als Sehnsuchtswunsch. Wenigstens die Trompete soll' er von ihm nehmen.

Er erreichte den Kleinen bald, hielt ihn fest, beugte sich herab zu ihm, streckte ihm in demütigem Flehen das Spielzeug hin, wolt' ihm sagen, daß er ihm gut sei, quälte sich, daß seine Mienen sich verzerrten und das Weiße der Augen, schrecklich anzusehen, in dem beruhten Gesicht hervortrat, brachte schließlich nur die schreiartigen unartikulierten Laute hervor, drückte das Kind in Weh und Zärtlichkeit an sich und nahm es empor . . .

Bis jetzt hatte es wie willenlos, als ob jede Bewegung der Glieder gehemmt wäre, sich alles gefallen lassen.

Nun aber schrie es noch einmal auf, schrill, verzweifeln, selbstsam und markerschütternd, daß es dem Duschel-Franz in die Seele schnitt. Er presste den zarten, dünnen Körper an sich, küßte den Mund . . . gar nicht wild, weich wie eine Mutter . . . da merkte er, daß ein fortwährendes Zuden durch den Kindesleib ging, daß der blonde Geert sich in Krämpfen wand.

Mit starren Augen sah der Stumme darauf nieder. Dann flog er wie ein Pfeil mit der leichten Last durch das Wäldchen auf die Villa zu. Er zog die Klingel an der Gartenpforte, er bettete das Jungchen ins Gras, er sah noch, wie die Mägde angestürzt kamen, er wolt' ihnen alles erklären — da bemerkte er, wie die schöne blonde Frau hinter den Mädchen dreinlief.

Und da wandte er sich plötzlich und jagte über die Chaussee fort in das Wäldchen. Wie auf der Flucht holte er rasch Leiter und Handwerkszeug vom Baum, auch die silberne Kindertrompete fand er, und im Laufen nahm er noch den papiernen Generalshut auf. Erst nach zehn Minuten blieb er erschöpft stehen. Er hatte schon ein gutes Stück der Chaussee hinter sich gebracht.

Zu Hause saß er und brätete vor sich hin, ohne zu essen. Am nächsten Morgen soll' er nach Appeln, aber er ging nach Gollnow. Er stellte die Leiter wieder an die Bude, setzte sich wieder in die Gabelung der Äste und wartete. Der Garten war leer und blieb leer. Dann kam auf seinem Rade der Arzt angefahren. Ein Dienstmädchen stürzte fort . . . wohl in die Apotheke.

Es stimmte . . . alles stimmte. Der blonde Geert lag krank. Der blonde Geert würde sterben. Und er . . . er hatte ihn getötet. Mit seiner Liebe hatte er ihn getötet.

Warum war das alles so schrecklich? Und während er so vor sich hinstarrte, fiel sein Blick auf seine schwarzen, ruhigen Hände. Da wurden seine Augen lebendiger. Es kam alles nur vom Beruf . . . von dem vornehmen, altehrwürdigen Gewerbe, auf das der Meister

Schätze so stolz war. Für den Schornsteinfeger hatte sich Christel bedankt, vor dem Schornsteinfeger ließen die Kinder weg, der Schornsteinfeger hatte den blonden Geert getötet. So war all sein Glück vernichtet worden durch das Gewerbe . . . das gottverfluchte Gewerbe.

In jäher Wut riß er den Zylinder ab. Das war das Zeichen der Bornehmheit . . . haha! Und sinnlos hieb er den Hut gegen die Aeste, daß es dumpf schallte, bis der Deckel sich löste, bis die leere Krampe in seiner Hand blieb. Er schleuderte sie weg, er sah, wie sie unten aufschlug.

Still! Das Mädchen lehrte zurück. Der Arzt war noch immer drin. Er kam sehr spät heraus — ein Herr begleitete ihn. Die Männer drückten sich die Hand. Man konnt' die Worte nicht verstehen. Aber diese Mienen . . . und hatte der Doktor nicht die Achseln gezuckt?

Er stirbt, dachte der Stumme. Alles spannte sich in ihm, es stieg immer höher . . . da darfst und brach ein Schrei aus der Kehle, tierisch, heiser, gell . . .

Hatte ihn jemand gehört? Nein, es rührte sich nichts. Und der blonde Geert war tot. Die Trompete half ihm nichts. Er nahm sie vor. Wieder hatt' er aufschreien mögen. Das Spielzeug bog sich krumm in dem Drucke seiner Finger. Es fiel klappernd.

Alles aus . . . immer einsam auf dem Dache . . . alle Menschen ihm fern und vom Rebel verhüllt . . . Vielleicht auch suchte ihn nächstens die Polizei, weil er an dem Tode des Kindes schuld trug.

Der Stumme schnitt eine seltsame Grimasse. Er erhob sich, zog um einen höheren Ast die Leine mit der Sentfugel, machte sie fest, knüpfte eine Schlinge, legte sie sich um den Hals und trat auf die Leiter.

Auch die Leiter haßte er, weil sie zu dem Gewerbe gehörte. Mit einer wilden Bewegung stieß er sie fort. Sie fiel. Es zuckte im Raum mit einem bösen Ruck, schaukelte, ward still.

Eine Viertelstunde darauf kam eine Schwarzdrossel in die Zweige, stuchte, äugte und flog mit gellendem „Dix, dix“ davon — schwerfällig über den Boden fort und die drei Gegenstände, die dort lagen: über die schwarze Leiter, die Reste des Zylinders und die verbogene silberne Kindertrompete . . .

(Nachdruck verboten.)

Ueber elterliche Autorität.

Alle großen Erzieher waren der Ansicht, daß es eine sogenannte „Autorität“, welche die Eltern den kommenden Kindern gegenüber gewissermaßen mit dem Ziviltauscheil erwerben, nicht gibt, ebenso wenig wie einen christlichen Glauben der Kinder an die Autorität der Eltern. Was man „Autorität“ nennt, ist wie sonst, so auch bei der Kindererziehung, brutaler Zwang. In Anzengrubers „Viertem Gebot“ ist das Problem der Ehrung der Eltern auf eine sehr knappe Formel gebracht, welche heißt: „Du sollst Vater und Mutter ehren. Sag's ihnen aber auch, daß sie danach sein sollen!“ Also eine den Eltern als Erzeugern angeborne „Autorität“ gibt es nicht.

Was muß nun, neben dem lebendigen guten Vorbild, das die Eltern den Kindern in allem sein müssen, was sie von diesen verlangen, die Autorität ersetzen?

„Und wenn ich mit Menschen- und Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts als ein lärmendes Erz und eine klingende Schelle.“ Dieses Wort gilt vor allem auch bei der Erziehung.

Aber schon höre ich verschiedene Väter und Mütter einwenden: „Ja, lieben wir vielleicht unsere Kinder nicht? Das braucht uns doch nicht erst in der Zeitung gesagt zu werden!“

Mit Verlaub. Es gibt mancherlei Liebe zwischen Eltern und Kindern. Auch die gewöhnlich für unantastbar gehaltene Mutterliebe ist sehr oft zu einem großen Teile Selbstliebe in einem schönen Gewande. Besonders begabte oder hübsche Kinder leiden oft unter solcher Liebe, welcher der Volksmund einen sehr drastischen Namen gegeben hat. Sie kommt naturgemäß in Bourgeoisfamilien häufiger vor, ist aber auch in Proletarierheimen gerade keine Seltenheit. Sie findet sich auch nicht nur bei Müttern, wo sie angesichts des Zusammenhanges zwischen diesen und dem jungen Leben, das unter ihrem Herzen wuchs, noch eher verständlich ist, sondern ebenso bei Vätern, die dem werdenden Organismus des Kindes im Vergleich zur Mutter doch herzlich wenig gegeben haben.

Nun haben Kinder, und zwar schon recht früh, für nichts größeres Verständnis und eine feinere Unterscheidungsgabe, als für die Motive, welche die Eltern und Erwachsenen im Verkehr mit ihnen leiten. Sie beuten mit einer raffinierten Geschicklichkeit die kleinste Eitelkeit der Eltern auf sie, die Kinder aus und machen Väter und Mütter oft zu ihren Sklaven, ohne daß diese es nur bemerken. Aber ebenso tief empfinden sie alles Gute, das die Eltern selbstlos, nur um ihrer willen, um der Kinder willen, tun. Diese selbstlose Liebe, die in den Kindern keine Mittel zur Erhöhung der eigenen Elternherrlichkeit sieht, sondern kleine, hilflosbedürftige Nebenmenschen, keine gute Kameraden, sie ist es, die in den Kinderherzen die edelsten Triebe wecken und entwickeln kann.

Gedult gehört dazu, natürlich, und Selbsterziehung, viel Selbsterziehung. Es ist ein alter Wahn, zu glauben, man habe an irgend einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens keine Erziehung, keine Selbsterziehung mehr nötig, ein Wahn, der an

wenigstens in der Brust solcher Eltern wohnen sollte, die mit ihren Kindern und Kindeskindern eine der gewaltigsten Aufgaben zu lösen haben, die je auf der Menschheit Schultern lagen: die Befreiung von der Herrschaft des Kapitalismus. Der Sozialismus, wie ihn das moderne Proletariat aussagt, ist nicht nur Materialismus, nicht im Organisierten Klassenegoismus, er ist gleichzeitig auch Idealismus des Individuums, ist Altruismus, Nächstenliebe, wie das durch schmutzige Pfaffenhände stark abgegriffene und deshalb nicht mehr sehr gut klingende Wort lautet.

Und von diesem Altruismus haben wir viel für unsere Kinder nötig. Wir vergessen zum Beispiel so oft, daß auch Kinder, genau so wie wir Aelteren, unter Stimmungen und Bestimmungen leiden, die von körperlichen oder anderer Ursachen herrühren. Während wir uns selbst in dieser Beziehung oft reichlich nachgeben, sind wir herzlich intolerant gegen die Kinder. Das Kind soll stets gehorsam, brav, fleißig und wie die vielen guten Eigenschaften alle heißen, sein. Warum? Ei, weil es eben ein Kind ist! Mehr als einmal im Tage begehen wir unseren Kindern gegenüber den Fehler, den der alte Kant der Menschheit gegenüber mit seinem kategorischen Imperativ gemacht hat: „Du kannst, denn du sollst!“ Das wirkt wohl einmal als suggestives Aufstütelungsmittel für einzelne in bestimmten Fällen, aber oft stehen diesem Imperativ so schwere Hemmnisse rein körperlicher Natur entgegen, daß der Trick dieses umgekehrten Schlüssels versagt. Wenn in solchen Fällen, wo Bequemlichkeit des Denkens nur Störrigkeit und Eigensinn bei den Kindern vermutet, liebevolles Verständnis, oft nur einfaches Verschieben der gestellten Aufgabe die „Autorität“ ersetzt, da geheißen oft „Reichen und Wunder“. Die Kinder fühlen, daß sie als Gleichberechtigte behandelt werden; die zarte Pflanze der Menschenwürde beginnt in ihrem Herzen zu keimen, und sie halten dann oft von selbst mehr, als was man von ihnen abgezwungen hätte.

Man darf eben nicht vergessen, daß man mit der Erziehung des Menschen zur Freiheit und Selbstständigkeit nicht früh genug anfangen kann. Und der Hebel, der bei dieser Erziehung zur Freiheit und Selbstständigkeit oft scheinbar große Hindernisse mit Leichtigkeit beseitigt, das ist die selbstlose Liebe der Eltern in allererster Reihe. Es ist kein Zufall, daß Kinder mit nahen Verwandten, zum Beispiel den Großeltern oder den Onkeln und Tanten, besser und vor allem vertrauter stehen, als mit Vater und Mutter. Es kommt einfach daher, weil bei diesen der elterliche Autoritätswahn fehlt und sie in den Kindern mehr kleine Freunde und kleine Menschen als häusliche Untertanen sehen und sie entsprechend behandeln. Wo die Eltern befehlen, da wünschen die Großeltern, und es gibt kein Kind, bei dem ein ernst vorgebrachter Wunsch nicht mehr ruht, als ein polternd herausgeschriener Befehl, natürlich unter der Voraussetzung, daß seine Eltern sich nicht vor ihm im täglichen Zusammenleben bloßstellen. Die Engländer und Amerikaner sind uns Deutschen in diesem wichtigen Punkte der Kindererziehung weit voraus, und wer je Gelegenheit gehabt hat, deutsche Mädchen und Knaben und englische oder amerikanische zusammen zu sehen, dem wird der große Unterschied in der Selbstständigkeit des Benehmens nicht entgangen sein. Diese Selbstständigkeit ist aber nur die Frucht der größeren Achtung und Liebe, die man dem Kinde als gleichberechtigten Einzelwesen entgegenbringt.

Wie selten ist es zum Beispiel, daß man bei irgend einer Familienberatung über einen Auszug oder auch über wichtigere Dinge, rein aus Erziehungsrücksichten, die Kinder fragt: „Und nun, was meint ihr dazu, Marie und Karl?“ In den meisten Fällen wird beschloffen, und die Kinder sind froh, daß sie überhaupt mitmachen dürfen. Irgend ein Vorschlag von seiten der Kinder wird gar zu gern als Raselweisheit und Grünschnabligkeit abgetrumpft, und Kinder, die oft die besten Gedanken haben, werden dadurch sehr gemacht und ziehen sich in sich selbst zurück. Oft wird mir bei Unterhaltungen über diesen Gegenstand, zum Beispiel von Lehrern, entgegengehalten: „Ja, das ist individuell. Es gibt Naturen, die müssen hart angefaßt werden, die müssen einmal ordentlich geohrfeigt werden, wenn es was helfen soll.“ Ich habe aber stets gefunden, daß solche Herren entweder durch übergroße Klassen einfach außerstande gesetzt wurden, nur geistig auf die Schüler zu wirken, oder daß sie überhaupt Prügelgeißen und ihre Reden vom „Individualisieren“ nur Ausreden waren.

Ähnlich liegt es bei vielen Eltern, besonders bei kinderreichen Familien. Man wird nicht annehmen, daß mir die großen materiellen Hemmnisse unbekannt sind, die einer rationalen Kindererziehung in Proletarierfamilien entgegenstehen. Man wird aber zugeben müssen, daß in vielen Fällen, wo noch der alte Glaube an die Elternautorität vorhanden ist, Besseres in der häuslichen Kindererziehung geleistet werden könnte, wenn eben dieser alte Wahn über Bord geworfen würde. In dieser Hinsicht anregend zu wirken, ist der Zweck dieser Zeilen; möchten sie eine gute Aufnahme finden und ein Weniges dazu beitragen, die Erziehung zur Freiheit zu fördern.

A. F.

Kleines feuilleton.

h. Die Schnee- und Eisvegetation. Daß auf ewigen Schnee- und Eiseiseln eine Vegetation gedeihen sollte, wird manchem als etwas Unmögliches vorkommen, und dennoch ist eine solche vorhanden. Zwar sind es keine stolzen Gewächse, wie wir sie in Gärten und Gewächshäusern zu finden gewohnt sind, aber immer

And es Lebewesen, die keinen, sich entwickeln und für Nachkommen-
schaft sorgen. Im einzelnen Individuum nur mikroskopisch klein,
bietet diese Organismen in ihrer Gesamtheit, in der sie die Schnee-
und Eisfelder bedecken, stets einen imposanten Anblick. Algen sind
es, welche den Schnee in verschiedenen Schattierungen von Rot,
seltener von Grün erstahlen lassen, während beim Eis die braune
Färbung vorherrscht. Beim Eis vegetieren die Algen ausschließlich
an der Oberfläche, hingegen dringen sie beim Schnee bis zu einer
Tiefe von 5 Zentimeter in den Nährboden ein.

Als der „rote Schnee“ zum erstenmal gesehen wurde, wollten
Forscher die Färbung auf Blütenstaub oder auf eine eigenartige
Erde zurückführen und es sind noch keine 100 Jahre her, daß die
wahre Natur dieser Erscheinung erkannt wurde. Man legte dem
Wesen den Namen *Sphaerella nivalis* bei.

Die Polarforschungen der Neuzeit haben sich wiederholt in
beiden Polargebieten mit diesen Schnee- und Eisalgen beschäftigt,
aber auch in unseren Zonen wie überhaupt auf fast allen Schnee-
bergen konnten diese Wesen beobachtet werden. Am häufigsten ist
meist die rote Schneecalge. Die neueren Forschungen haben aber
auch ergeben, daß es nicht lediglich Schnee- oder Eisalgen gibt,
sondern daß deren eine ganze Reihe vorhanden sind. Wittrock führt
in seiner Monographie (1885) bereits 42 Arten auf, die sich auf sechs
Familien verteilen. Von all diesen Arten ist jedoch außer der bereits
genannten *Sphaerella nivalis* nur noch zwei anderen Arten eine
größere Bedeutung zuzuschreiben, wovon die eine zuerst auf grö-
nländischem Eise entdeckt wurde, dem es eine braune Färbung ver-
leiht. Dieselbe Art wurde später auch auf dem Montblanc und an
anderer Stelle gefunden. Die andere Art tritt auf dem Inlandeise
Grönlands in großen Mengen auf und bildet hier den wesentlichsten
Bestandteil der Eisvegetation.

Zu dieser eigenartigen Flora zählen noch einige schmarozende
Mikrophiten, die von dem roten Schnee leben und die ein neuer
Beweis dafür sind, daß überall, wo sich nur organisches Leben regt,
die Schmarozen sich einstellen. Auch sind einige Moosvorforme ge-
funden worden, die jedoch nie zur Entwicklung eigentlicher Moos-
pflanzen gelangen.

Die Wittrock'sche Liste hat durch neuere Forschungen wesentlichen
Zuwachs erhalten; so berichtet Lagerheim (1892) allein von 21 Arten,
die er in der Schneevegetation der Pichiacha, eines Vulkan der
Westküste von Ecuador, gefunden hat, darunter waren drei bisher
unbekannte Arten, die dort den wesentlichsten Bestandteil der Flora
bildeten. Ein einzelliger Pilz wurde in dieser Schneevegetation
gleichfalls als eine neue Art aufgefunden. —

io. Der große Friedensstifter. Vor einer ansehnlichen Zuhörer-
schaft hat sich der englische Oberstleutnant vom Ingenieurcorps Capper
in London über die voraussichtliche Rolle des Luftschiffes
im Zukunftskriege verbreitet und ihm den Namen eines
„großen Friedensstifters“ beigelegt, da vorauszusehen sei, daß es
die Kriegführung noch außerordentlich viel bedenkllicher und dadurch
mehr und mehr unmöglich machen werde. Das Luftschiff im Kriege
hat zunächst zwei Aufgaben, erstens die der Erkundung und zweitens
die der Schwadigung des Feindes durch Bestimmung der Ziele für
die Artillerie. Der lenkbare Ballon wird die Leistungsfähigkeit des
Luftschiffes ins erstaunliche steigern. Die Versuche von Lebaudy in
Frankreich, bei denen 65 Kilometer in 2 1/2 Stunden, in einzelnen
Fällen schon 40 Kilometer stündlich zurückgelegt worden sind, haben
bewiesen, daß derartige Fahrzeuge bei nicht zu starkem Winde nach
bestimmten Punkten gelenkt und dann sicher wieder zurückkehren können.
Bisher sind die lenkbaren Ballons freilich für die Praxis nur in be-
schränktem Grade gebrauchsfähig, namentlich weil sie sehr empfindlich
sind und große Ziele darbieten. Wenn aber erst Fahrten von etwa
800 Kilometern und 24stündiger Dauer zu unternehmen sein werden,
dann wird das lenkbare Luftschiff ohne Zweifel ein Faktor von
höchster Wichtigkeit im Kriege sein. Eine andere bedeutende Ent-
wicklung der Luftschiffahrt, mit der man im Zukunftskrieg wahr-
scheinlich zu rechnen haben wird, ist das mechanisch fortbewegte
Aeroplan oder, wie man es auch nennen könnte, der Motordrache.
Mit solchen Apparaten sind wertvolle Versuche angestellt worden und
manche schon mit derartigem Erfolg, daß man nach der
Ansicht von Capper schon in wenigen Jahren erwarten
dürfte, Menschen auf solchen gleitenden Flächen schnell durch
die Lüfte eilen zu sehen, ganz wie ein Vogel dahin-
schwebt. Von einem Motordrachen sind schon Flüge von mehr als
30 Kilometer Länge ausgeführt worden. Zunächst ist der Apparat
freilich noch klein und der darauf befindliche Mensch muß seine Auf-
merksamkeit noch ausschließlich auf die Lenkung richten. Es wird
aber nicht lange dauern, bis er die Kontrolle über die Bewegungen
so vollkommen in seine Gewalt gebracht haben wird, daß er in
Nähe von seiner erhabenen Stellung aus alle erforderlichen Beob-
achtungen ausführen können. Der erste Schritt dahin wird der
Wart von größeren Motordrachen sein. Ihre Geschwindigkeit wird
auch nicht bei 30 Kilometer stehen bleiben, sondern vielleicht in ab-
sehbarer Zeit bis auf 150 Kilometer in der Stunde gesteigert
werden, so daß nur noch die schwersten Stürme für sie ein Hindernis
bilden würden. Im Vergleich zu anderen Luftschiffen würden diese
Motordrachen immerhin klein und schwer mit einem Kanonen-
schuß zu treffen sein. Ihre Verwendungsfähigkeit kann
man sich kaum mannigfaltig genug vorstellen. Nicht nur
wäre mit ihnen eine geradezu ideale Aufkundschaft über

die Stellung des Feindes möglich, deren Ergebnisse durch
telephonische oder andere Zeichen den eigenen Truppen mitgeteilt
werden könnten, sondern es stünde auch nichts im Wege, daß der
Luftschiffer Sprengstoffe aus der Luft in die feindlichen Massen
hineinfallen ließe. Capper ist der Ueberzeugung, daß es nur noch
eine Frage der Zeit sei, wann dies Ziel der Entwicklung erreicht
sein werde. Dann aber müsse sich der Charakter eines Krieges
vollkommen verändern. Alle Ortschaften eines feindlichen Landes
würden dann den gefährlichsten Angriffen ebenso ausgesetzt sein wie
jetzt zunächst nur die Küsten durch die Kriegsflotte des Gegners oder
die einzelnen Festungen, die gerade von der feindlichen Armee be-
lagert und bombardiert werden können. Deshalb wäre auch darauf
zu schließen, daß der Luftschiffer endlich die Mittel der Kriegführung
bis zu so fürchterlichen Möglichkeiten steigern würde, daß überhaupt
niemand einen Krieg mehr würde wagen wollen —

Humoristisches.

— Geschäftssprache. Heiratsvermittler: „... Also
von meinem Konkurrenten haben Sie Ihre Frau bezogen... die
hätten Sie bei mir aber schöner gekriegt!“ —

— Verschnappt. Gast: „Die Kagen sollte man doch
auch endlich besteuern.“

Wirt: „O mei, es wird ja eh nig mehr am Essen verdient!“ —

— Ungenaue Auskunft. Fremder: „Wie weit ist
es denn noch nach S., guter Mann?“

Wauer: „Früher hob i' ewwe als g'rechent, wenn i' zwa
Pfeife ausg'racht g'hat hob, bin i' dort g'wesen, atwer jetzt — mit
denne Killemeter — is weiter.“ —

(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Unter dem Titel „Schleswig-holsteinische Zeit-
schrift für Kunst und Literatur“ wird Anfang April im
Verlage von Chr. Adloff, Altona-Ottenfen, eine neue Halbmonats-
schrift zu erscheinen beginnen. Herausgeber ist Kurt Kähler in
Altona. —

— Eine englische Wagner-Biographie. Dem
„Literarischen Echo“ wird aus England berichtet, daß dort der erste
Teil einer monumentalen Wagner-Biographie vor einiger Zeit als
Privatdruck erschienen sei: „Richard Wagner, his life and
works from 1813 to 1834 compiled from original letters,
manuscripts and other documents by the Hon. Mrs. Burrell née
Banks, and illustrated with portraits and facsimilies“. Der
Band hat ein Riesensformat von 70 x 53 Zentimetern, der Text,
große Kursivschrift, ist in Kupferstich hergestellt worden, die Ab-
bildungen und Facsimiles in Kupferätzung, alles auf starkem Witten-
papier, das als Wasserzeichen den Namenszug Richard Wagners
trägt. Nur hundert nummerierte Abzüge sind gemacht worden, von
denen die meisten als Geschenke an größere Bibliotheken (darunter
die Stadtbibliotheken in Leipzig und Dresden, das Britische
Museum und das Haus Bahnsried) verteilt worden sind. Die Jahres-
zahl 1898 auf dem Titelblatt gibt nicht das Datum des Druckes,
sondern nur das Jahr an, in dem das Manuscript abgeschlossen wurde.
Unter den Facsimiles sind zwei von besonderem Interesse: erstens
das Titelblatt und die Vorrede der Schrift „Mein Leben“, von der
bisher nur drei Exemplare bekannt waren, und zweitens zwei
Seiten des Manuscriptes von Wagners Jugenddrama „Lenbald“,
das wir bisher nur aus den Erinnerungen von Wagners Neffen
Ferdinand Avenarius und Wagners launiger Beschreibung in seiner
„Autobiographischen Skizze“ kannten. „Ich entwarf“, sagt er, „ein
großes Trauerpiel, das ungefähr aus Hamlet und Lear zusamen-
gelegt war; der Plan war äußerst großartig; zweihundvierzig
Menschen starben im Verlaufe des Stückes, und ich sah mich bei der
Ausführung genötigt, die meisten als Geister wiederkommen zu
lassen, weil mir sonst in den letzten Akten die Personen ausgegangen
wären.“ Wir sehen jetzt aus den facsimilierten Blättern und der
Inhaltsangabe, die Mrs. Burrell von dem ganzen Werke gibt, daß
diese Beschreibung ungenau und launig übertrieben ist: das große
Gemeyel findet erst am Schlusse statt, und der Geist von Lenbalds
Vater (eine offensbare Reminiszenz aus Shakespeares Hamlet) ist der
einzige Geist, der erscheint und zwar, seinem klassischen Vorbilde
folgend, lange vor dem Ende des Dramas. —

— Schnitzers Drama „Der Ruf des Lebens“ wird
am 24. Februar im Lessing-Theater zum erstenmal gegeben.
Das Stück spielt in Wien im Revolutionsjahr 1848. —

— Anlässlich des dritten Wormser Rosenfestes wird auch
Hebbels Nibelungentrilogie, „Der gehörnte Siegfried“,
„Siegfrieds Tod“ und „Kriemhildens Rache“, durch das gesamte
Personal des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters, unter Hin-
zugehung von etwa hundert Bürgern und Bürgerinnen der Stadt
Worms im Städtischen Festspielhause an zwei Abenden zur Auf-
führung kommen. Die Aufführung findet am 9. und 10. Juni statt;
eine Wiederholung folgt am 15. und 16. Juni. —

— Eine fast lückenlose Sammlung von Dürerschen
Kupferstichen und Holzschnitten ist der Bremer
Kunsthalle zum Geschenk gemacht worden. —